



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Des Kindes Sehnsucht

interessieren sie auch nicht wenig. Kurzum, die Kinder sind schon ganz daheim und finden es hier schöner als in der heißen Stadt Zanzibar am Meeresstrande.

Auf unsern Obstbäumen reiften gerade jetzt zur hl. Weihnachtszeit die allerersten Pflaumen, und so war der Tisch in unserm kleinen Refektorium verlockend gedeckt.

Ja, wie gut ist doch der liebe Gott! Er sorgt für die Seinen. Er wohnt ja mitten unter uns im kleinen Kapellchen, kennt all unsre Nöte und wird uns nicht verlassen. Dieser Tage, übermorgen schon, haben wir noch eine große Freude zu erwarten. Bald kommen die beiden Schwestern Gratiana und Willibalda und bringen uns die für das „Don-Bosko-Haus“ bestimmten Waisenkinder aus Kilema. Freilich wieder mehr Sorgen, mehr Ausgaben, aber ein Wiener Sprichwort lautet: „Wenn der Herr schickt a Haserl, gibt er auch dafür a Graserl“. Also der liebe Himmelsvater wird unserer guten Mutter Provinzialin und der Schwester Oberin hier in Kivungilo helfen, diese Waisenkinder erhalten und großziehen zu können, bis sie sich ihr Brot selbst verdienen können. Das walte Gott!

Heiliger Don Bosco, bitte für uns
und sende Wohltäter für dein Haus.

Caritas, Liebe, ist seelische Schönheit. Wir alle wissen, was die Menschen aufbieten, um Schönheit zu gewinnen oder vorzutauschen. Der schönste Mensch aber in den Augen Gottes ist der edle, der gütige Mensch, der sich der Armen erbarmt, der Almosen gibt. Almosen geben deckt viele Sünden zu, macht rein und reich den Geber.

z

Des Kindes Sehnsucht

Don Schw. M. Stanisla, Jeopo, Süd-Afrika

Wda sitzt sinnend am Fenster. Träumend schaut sie hinaus in die sommerblühende Natur. Leise, ganz leise wollen die Abendshatten sich über Mutter Erde senken. Doch vorerst noch kleidet die sinkende Sonne alles in ihr herrlich bezauberndes Gold. Sehnsüchtig ruht Adas Blick auf der sich zur Ruhe wendenden Natur. Verlangend scheinen ihre Augen darnach zu schmachten, auch so lieb umfassen zu werden, wie der Fluren Blüten und Blumen von der kosenden Mutter Sonne. Die Natur erfreut sich des Lebens, und sie? Ihr ist das Leben zur unerträglichen Qual geworden. Das Vöglein flattert munter in das Blaue des Himmels hinein, und sie? Sie ist eingezwängt in einen Käfig von Ungemütlichkeit. Die Blumen und Blümchen wenden sich froh dem Sonnenlichte zu, und ihr? Ihr scheint keine wärmende Sonne mehr. Kalt und steif ist ihre Tante. Nicht

wie ein Kind darf sie zu ihr eilen, um ihr sehnsuchtskrankes Herz zu eröffnen. Vom tiefen Schmerz um ihr Mütterchen darf sie nicht sprechen. Nein, sie muß einer Marmorstatue gleich sein, wie ihre Tante. Traurig versinkt Ada in tiefes Denken. Vor ihr erstehen all die vergangenen Jahre.

Vier Jahre ist es her, da trug man ihr Mütterchen zur Erde. Tränen füllen ihre Augen beim bloßen Gedanken an das Liebste, das ihr die Erde barg. Da stand sie, ein Kind von fünf Jahren, am offenen Grab. Sie wußte, daß man dort in das Loch ihr Mütterchen versenkte, und wie Scholle auf Scholle hinunterrollte, so schienen damals Ada alle Lebenslichter zu verlöschen. Ihre Mutter, eine Indierin, war bei allen beliebt. Ein stilles, glückliches Zufriedensein lag immer auf den Zügen von Adas Mutter. Vor Ada stand die Mutter gleichsam wieder auf. O, wie lieb, wie innig hatte Mütterchen sie umfangen, in Liebe umarmt. Schluchzend entrang sich ihrer Brust nur das eine Wort: „Mutter!“

Weiter tastete das Denken der Neunjährigen. Dann, dann gab sie der Vater zu seiner Schwester, und der Vater? O, der Vater?! Ihr Herz blutete. Er war Reisender bei einer Firma. Nur wenig gab er um sein Kind. Nie sah er es wieder nach dem Tode seiner Frau. Wohl sandte er jeden Monat eine Summe an seine Schwester, gleichsam als Kostgeld für sein Kind. Das war aber auch alles, was er für sein Kind übrig hatte. Es dauerte gar nicht lange und Adas Vater holte sich eine zweite Frau, doch Ada zu sich zu nehmen, daran dachte er nicht. Ada mußte weiter verkümmern in den Händen der Tante.

Die Tante liebte keine Kinder, das hatte sie zu Adas Leidwesen oft genug wiederholt. Kam Ada in kindlich froher Art zu ihr gelaufen, um dieses oder jenes zu erfragen, da erhielt sie eine kurze zurechtweisende Antwort. „Laß das stürmische Wesen. Du mußt lernen still und ruhig einherzugehen.“ Sah Ada ein Blümchen am Wegrain und pflückte es, um ihrer Tante eine Freude zu machen, da bekam sie beim Überreichen statt eines freundlichen Gesichtes eine langweilige Miene zu sehen und vielleicht noch dazu die Bemerkung: „Laß das!“ Ihre stolze und steife Tante korrigierte Schritt und Tritt der kleinen Ada. Sie durfte sich nicht mit den Kindern des Dorfes abgeben, durfte nicht mit ihnen spielen, sondern mußte sich tatsächlich im eigenen Häuschen langweilen. Kein Wunder war es, daß Ada in der Schule bei den Spielen immer abseits stand und keinen Freundesanschluß hatte. Sie mußte vorgeben, nicht gern zu spielen, so verlangte es ihre Tante, und doch lechzte ihr ganzes Innere nach Gesellschaft. Andere Kinder sah sie scherzen und spielen, sah sie zu anderen Familien eilen, um dort zu spielen, und sie mußte immer und immer daheim bleiben und die Tante ja nicht in ihrer Lektüre stören. So griff denn auch Ada

zu jedem beliebigen Buch, das sie erhaschen konnte, und las es. Die Tante störte es wenig, was das Kind las, wenn es nur ruhig war, und sie nicht gestört wurde.

Da saß sie nun und schaute sehnsüchtig, tränenumflorten Blickes in die Ferne. Auch nicht über das süßeste Erinnern ihrer Seele durfte sie mit ihrer Tante reden. Sprach sie von ihrem Mütterchen, so hieß es: „Gewöhne dich daran, still ein Leid zu tragen, und laß das Jammern.“ Und Ada gewöhnte sich daran. Still trug sie ihr Alleinsein, still trug sie ihr Abgesondertsein von den Schulkindern, still trug sie das unsagbare Sehnen nach etwas, was ihr ganzes Sein anfüllen und ausfüllen kann. Wie war sie im Herzen so froh, als sie vom Scharlachfieber erfaßt wurde und nicht zur Schule gehen konnte, denn der Anblick der jubelnden Mitschülerinnen und ihr ständiges Alleinsein hatten sich bis zur Unerträglichkeit gesteigert. Und nun saß sie da und träumte. Ihre Erholungszeit war schon lange zu Ende. Was nun? — was wird die Tante nun entscheiden? — Ihr Herz war so voller Erwartung. Sie war so angefüllt von drängenden Ahnungen, und doch wußte sie nicht, was eigentlich ihr Herz bewegte.

So vertieft war Ada in ihr Sinnen und Denken, daß sie das Kommen ihrer Tante gar nicht bemerkt hatte. Sie fuhr leicht zusammen als letztere sie anredete: „Ada, ich habe vor, dich in eine Konventschule zu schicken, denn ich muß für längere Zeit verreisen.“ Ada war gewohnt, jeden Vorschlag der Tante ohne Widerrede entgegenzunehmen, und so auch jetzt. Mit einem „Ja, Tante“ erhob sie sich aus ihrer Träumerei und begab sich nach einem kurzen Gespräch mit der Tante bald zur Ruhe.

Frisch und froh erhob sich Ada eines Morgens von ihrem Lager. Es war so hell, so licht in ihrem Gemüt. Sie hätte jauchzen mögen, als sie an der Seite ihrer Tante der nahen Bahnstation zu eilte. Hell und tausendfarbig erglänzten die Taupropfen an den Gräsern und Blümchen und Ada fühlte sich ihnen heute so gleich. Nach mehrstündiger Fahrt langte sie endlich mit ihrer Tante an ihrem Bestimmungsort an und als sie ihre Schritte dem Konvent zulenkte und dort die vielen Kinder hineinströmen sah, da wurde ihr wieder so bange ums Herz. Würde man hier auch so kalt und allein sie stehen lassen? Würde sie hier auch wieder so heimatlos sich fühlen? All das ging ihr durch den Kopf und verlieh ihrem Aeußeren ein ängstlich scheues Aussehen. Die Tante läutete an der Pforte. Bald erschien eine der sonderbar gekleideten Frauen, eine Schwester, und brachte beide ins Sprechzimmer. Es dauerte gar nicht lange, da kam auch schon die Schwester Oberin des Hauses, um den neuen Schützling zu begrüßen. Bekommen stand Ada da. Die Tante jedoch verabschiedete sich gleich unter dem Vorwand, schon mit dem nächsten Zug zurückfahren zu müssen. In Wirk-

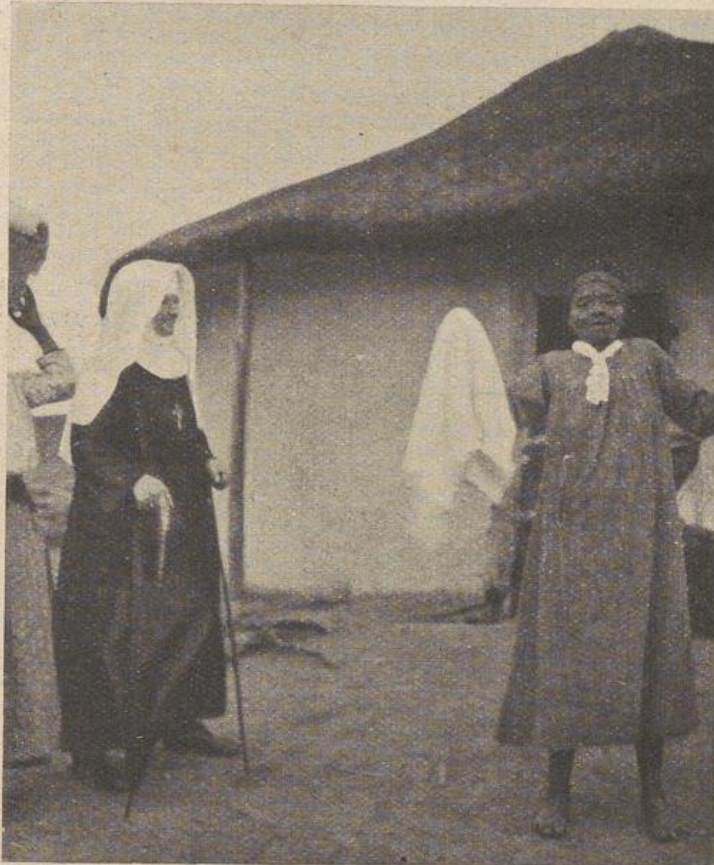
lichkeit war sie jedoch froh, von dieser freundlichen, aber doch sie unangenehm berührenden Frau fortzukommen.

Ada hatte sich vorgestellt, daß sie nun sicher mit einem stundenlangen Verhör von Kreuz- und Querfragen zu rechnen haben würde, aber wie hatte sie sich getäuscht. Lieb und freundlich sagte die sonderbare Frau zu ihr: „Du bist wohl sicher recht müde. Komm, ich zeige dir mal das Haus.“ So sprechend nahm sie Ada mit hinein und führte sie in den Schlaßaal, zeigte ihr ihren Platz usw., rief zum Schluß eines der größeren Mädherzu und übergab ihm Ada als seinen Schützling. Nun war Ada nicht mehr allein. Nun fühlte sie sich doch den anderen gleich.

Der Sommer verging, der Winter verging, es kam der Frühling. Ada war ganz daheim, doch wurde es ihr oft recht schwer, sehen zu müssen, wie andere Kinder Briefe von den Ihrigen erhielten, und sie niemand hatte, der etwas um sie gab. Still und verschlossen trug sie ihren Kummer. Wenn sie auch mit den anderen jetzt spielen und scherzen konnte, so lag doch immer noch etwas Befremdendes in ihren Augen und oft schlich sie sich davon und ließ un gesehen einen Strom von Tränen ihren Augen entquellen. Es fehlte ihr so viel. Sie nahm teil an allen Übungen, ging in die Katechismusstunde und in die Kirche. O, wie ihr das Herz brannte, wenn sie sah, wie die anderen Kinder ihren Gott empfangen, und sie — sie durfte nicht hin, sie war ja nichts. Die Tante hatte nichts um Religion gegeben, und so war Ada praktisch ohne jede Religion aufgewachsen. Sie lechzte nach ihr, und doch mußte sie still ihr Leid tragen, so hat Tante es ihr beigebracht. Es gab Zeiten, wo das arme Kind, von innerer Seelennot getrieben, aus der Kirche hinausfloh und sich in irgendeinem Winkel verbarg, um mit sich und ihrem Leid allein zu sein. Bewundert schauten oft die Schwestern auf das Kind, das in so früher Jugend schon so tief traurig sein konnte und dabei so verschlossen.

Sonntag war's. Ada war schon in aller Frühe verschwunden. Alles Suchen blieb vergebens. Wo war sie? Sie konnte doch nicht verschollen sein. Nein, Ada hatte sich in ihrem Leid, das durch verschiedene Besucher wieder neu geweckt wurde, in die Einsamkeit geflüchtet. Wie blutete ihr das Herz, als ihre Mitschülerinnen in die Arme der Eltern, welche sie besuchen kamen, eilen durften, und sie hatte niemand, der sich um sie kümmerte. Sie sah und hörte, wie sich die Angehörigen nach den Kindern erkundigten, die an der Influenza krank gewesen waren und nun alle wieder wohlauf waren. O, wie weh tat es ihr, daß niemand um sie sich Sorge machte. Da riefen die Glocken zum Gottesdienst. Sollte sie gehen. Nein, sie wollte im Versteck bleiben, wollte allein sein. Wie hätte sie es ertragen können, sehen zu müssen, wie die Kinder, die eben von ihren Lieben umfangen wurden, auch noch zu ihrem Gott eilten. Wie ist es

möglich, daß einige alles haben und andere nichts! Starr blickte sie vor sich hin, schaute mit großen, klaren Augen ins Blaue des Himmels, sah alles um sich und sah doch nichts. Sie war müde, o so müde. All das heimatlose Wandern hatte sie müd' gemacht. Sollte denn nie ein Heimgang für sie da sein; sollte sie nie auch lieben dürfen? Leise ging ihr Atem. Nichts regte sich weit und breit. Still lag sie in ihrem Versteck. Längst



Die Freudekundgebung der Aussätzigen nach Aberreichung eines Kleidungsstückes

schon war der Gottesdienst vorüber; längst schon hat der Strom von Tränen in Adas Herz Erleichterung ausgelöst und nun lag sie da, tief im Dickicht am Ufer des Baches wohl geborgen. Sie wußte, hier konnte sie niemand entdecken. Sie hörte Stimmen näherkommen. Gespannt horchte sie auf. Da ließ sich eine ihrer Gespielinnen mit ihren Eltern auf eine Bank nieder. Es war unweit ihres lauschigen Plätzchens, und sie konnte gut das Gespräch verfolgen. Liebend umschlang der Vater sein Kind und die Mutter tat das gleiche, und beide fragten gleichsam wie aus einem Munde: „Wessen Kind bist du?“ Es entspann sich

ein liebendes Neckspiel. Beide wollten sie das Kind besitzen. Uda verfolgte es mit gespannter Aufmerksamkeit. Wie ein Verschmachtender trank sie die Worte ein, als ihre Gespielin sagte: „Ich bin Vaters kleines Kind und Mamas goldener Liebling.“

Behutsam war Uda aus ihrem Eckchen hervorgekrochen und entfernte sich ungeschrien, um in das Haus zurückzukehren. Wie stürmten die Kinder auf sie los, als sie die Vermißte daherkommen sahen. Sie umringten sie, wie eine vom Tod Erstandene, und als sie die tränenumflorten Augen sahen, da drangen sie nicht weiter in sie, sondern suchten sie in ihre Spiele mit hineinzuziehen. Die sorgende Schwester jedoch schaute von Zeit zu Zeit mit besonderer Liebe in die großen Kinderaugen. Noch immer hatte sich der Eispanzer, den die Tante um das kleine Herz geschmiedet, nicht gelöst. Mit Besorgnis beobachtete die Schwester sie in den folgenden Tagen. Sie war zu allen lieb. Selbst wenn man sie neckte, gab sie immer nach. Sie eilte überall herzu, wo sie helfen konnte und hatte für jede ihr erwiesene Aufmerksamkeit ein so liebevolles „Danke“. Kurz, sie war so ganz Aufmerksamkeit für andere und doch blieb der echnste Ausdruck in ihren sonst so schönen, großen Augen.

„Uda, gehe in mein Büro und warte dort auf mich“, sagte eines Tages die Schwester, als sie bemerkte, daß Uda in Reih und Glied zwischen den anderen sich nur mühsam hinschleppte. Uda gehorchte. Es dauerte auch nicht lange, da kam die Schwester und erkundigte sich teilnahmsvoll nach ihrem Befinden. Uda bekannte nun, daß sie sich seit einigen Tagen nicht wohl fühlte und viel unter Kopfschmerzen litt. Sofort schickte die Schwester das Kind zu Bett, und bald stellte es sich heraus, daß Uda nun auch die Influenza hatte und das Bett hüten mußte. Doch dabei blieb es nicht. Sie bekam Lungenentzündung, und man fürchtete für ihr Leben. Die Kinder bestürmten den Himmel um Genesung für Uda, welche sie recht lieb gewonnen hatten. Und sie sollten Erhörung finden, aber in einer anderen Weise, als sie es erhofften. Die Schwester begab sich eines Tages zu dem kranken Kind, und um das Gespräch auf den Gegenstand ihres eigentlichen Kommens hinzulenken, nämlich Uda mit dem gefährlichen Zustand vertraut zu machen, begann sie Uda zu fragen, ob sie glücklich sei. Uda schwieg eine Weile. Konnte, durfte, sollte sie die Wahrheit sagen? Sollte sie der Schwester und den Kindern so weh tun mit der Wahrheit? Alle waren doch so lieb und gut mit ihr, die Wahrheit würde ihnen sicher wehe tun. Lange rang sie mit sich selbst und dann kam es leise von ihren Lippen: „Nein, Schwester!“ Liebevoll neigte sich die Schwester über ihr krankes Kind und schaute Uda tief in die Augen. „Nun, Uda, so komm, sag' einmal heraus. Was möchtest du denn, um glücklich zu sein?“ Das Kind verbarg sich tief in den Kissen und

ein krampfhaftes Weinen schüttelte den kleinen Körper. Ruhig ließ die Schwester diesen Sturm vorübergehen, dann sagte Ada: „Katholisch will ich werden. Ich will auch jemand haben, dem ich angehöre, und da will ich das Kind des lieben Gottes werden.“ Wieder barg sie weinend ihr Köpfchen in den Kissen. Dankerfüllt wendete die Schwester den Blick zum Himmel, daß die Gnade in diesem Kind gesiegt hatte.

Glücklich lächelnd lag sie in ihrem Bett und schaute ihre Schulkameradinnen an, welche heute alle an ihr vorüberzogen und ihr ein paar liebe Worte zuflüsterten, die Ada mit einem himmlischen Lächeln nur erwidern konnte, denn sprechen konnte Ada — nein, jetzt Agnes — nicht mehr. Heute hatte sie das Bad der Wiedergeburt empfangen, heute war Er gekommen, dem sie zu eigen sein wollte. Tieser Friede, seliges Geborgen-sein, wonnigliches Minnen strahlten aus Agnes' Augen. Nicht satt sehen konnte man sich an den strahlend leuchtenden Augen, und man konnte nur denken: „So muß St. Agnes drein-geschaut haben, als sie ihrem Bräutigam entgegenging.“ Und unsere kranke Agnes ging ja in Wirklichkeit auf stillen Wegen auch ihrem Bräutigam entgegen. Bald nach der hl. Kommunion flüsterte sie wie zu sich selbst: „Gerne, gerne komme ich. Bin ja nun des lieben Gottes kleines Kind!“ Als sie dann ihre Augen aufschlug, war der sonst an ihr gewohnte traurige Aus-druck jenem himmlischen Leuchten gewichen. Still lag sie, denn zu reden vermochte sie nicht mehr viel. Sie wollte nur bei ihm sein. Den folgenden Tag ging es der Kranken etwas besser, und die Schwester machte ihr Hoffnung, daß es sich nun zum Bessern wenden werde. Die Kranke nickte bejahend, doch meinte sie etwas anderes als die Schwester, denn als die Schwester ihr andeutete, daß sie bald wieder aufstehen wird, schüttelte sie bestimmt den Kopf und lächelte wie ein glücklich im Arme der Mutter ruhendes Kind, das sagen wollte: „Da gehe ich nicht mehr heraus.“

Am dritten Tag nach der ersten hl. Kommunion kam der liebe Heiland nochmals zu der, die so glühend nach ihm ver-langte, und kaum hatte sie Ihn empfangen, kaum hatte sie den ihr gereichten Schluck Wasser genommen, da neigte sie ihren Kopf leicht zur Seite, schaute mit großen, sehnsuchtsglühenden, liebesprühenden Blicken dem Himmel entgegen, winkte freude-trunken ihren das Bett umknienden Klassenschülerinnen ein Lebewohl zu und schloß die Augen. Aga, wie man sie nach der Taufe nannte, war tot. Kein Auge der Mitschülerinnen blieb trocken, als sie die aufgebahrte Leiche anschauen durften. Fast konnte man sich von ihr nicht trennen, soviel Anmut und Lieblichkeit lag auf dem kalten Antlitz. Das Köpfchen, ge-schmückt mit Schleier und Kränzchen hatte sie leicht zur Seite geneigt, die Augen wie schlafend geschlossen und die Lippen

umspielte ein feines Lächeln, so daß man meinte, sie müsse jeden Augenblick erwachen aus ihrem schönen Traum, der ihr das Lächeln auf die Lippen zauberte. Ja, gewiß ist Uga aus dem schönen Traum zu einem noch schöneren ewigen Leben erwacht. Ihr Sehnen, jemand anzugehören, der sie liebt und den sie lieben kann, ist in herrlicher Weise erfüllt worden. Sie hat den gefunden, der aller Herzen Sehnsucht stillt und den ihr niemand mehr rauben kann.

2

Heidnische Opfer und Gebräuche in Rhodesia

Von Schwester M. Vera, Driefontain, Süd-Rhod.

Bei unsern Eingeborenen gibt es acht verschiedene Arten von Opfern, je nach der Art der Geister, denen sie dargebracht werden:

1. Gmundi (zwa madzimai), d. i. für die Mütter.

Sie opfern Getreide, das die jüngere Schwester zubereiten muß. Auch Bier wird geopfert.

2. Mugvevera (zwe mvura), d. i. für Regen.

Der Häuptling sammelt von allen Bewohnern des Dorfes kleine mit Kaffernkorn gefüllte Körbe. Der Regendoktor wird gerufen. Seine Diener legen das Korn in die Aushöhlungen mächtiger Felsen. (In diese Aushöhlungen wird das Korn immer gelegt, das zur Bereitung von Bier dienen soll. Wenn es regnet, wird das Wasser in den Löchern zurückgehalten und es bringt das Korn zum Keimen und Gären.) Der Regendoktor sagt: „Mvura i naye, kuti zwio zwi mare, kuti ti gone ku bika dore.“ (Es möge regnen, daß das Getreide gäre, daß wir Bier kochen können.) Wenn der Regen ausbleibt, trägt man Wasser aus Brunnen herbei, bringt das Getreide damit zum Gären, kocht Bier, und ein Topf Bier wird auf Befehl des „mondoro“ zu einem bestimmten Opferbaum gebracht, der ringsum von einer Rietmatte umgeben wird. Diese Matte wird noch mit einem schwarzen Tuch überhängt. Dort wird allen verstorbenen Regendoktoren des ganzen Landes Bier geopfert, damit sie Regen senden. Alle Opfer finden nur in mondhellen Nächten statt und beginnen nach Sonnenuntergang. Sie werden beschlossen durch das „pururudza“ der Weiber und „utswira“ (Händeklatschen) der Männer.

3. Zwipuna (Geister aller toten weiblichen Personen).

Alle Frauen kommen mit kleinen Töpfen, opfern erst nur einem der Geister, und zwar die Überbleibsel des ausgepreßten Kornes, nachdem die gährende Masse durchgeseiht ist. — Wenn eine besessen wird, opfert man für alle „zwipuna“.